

Zum Verzweifeln?

Das zuversichtliche Potential des Evangeliums im Kontext einer spätmodernen Großstadt

MARTINA BÄR

Jahr für Jahr strömen Millionen von Menschen in die Metropolen dieser Erde. Sie suchen Arbeit, ein besseres Leben, Freiheit oder die Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben. Städte sind Orte der Verheißung und der Sehnsucht. Zugleich sind Städte Orte der erfahrenen Ungleichheit und sozialen Spannungen, der Anonymität und Verzweiflung. In großen Städten ist der Zeitgeist der spätmodernen Gesellschaft verdichtet zu inhalieren: Hektik, Verkehrschaos, die Macht des Kapitalismus im Sinne einer „Vergeldlichung“ des Lebens (G. Simmel), Luxus, die Beschleunigung des Alltags, der hohe Leistungsdruck bei gleichzeitiger Sichtbarkeit von Menschen, die durch das Anspruchsraster einer Leistungs- und geldorientierten Konsumgesellschaft gefallen sind. In Stadtkulturen wird die Segregation von Menschengruppen gepflegt. So werden Obdachlose durch allerlei Methoden aus den Stadtzentren vertrieben. Sozial prekäre Stadtviertel wie Migrantenviertel erfahren kaum eine stadtplanerische Aufwertung ihres Lebensraumes, so dass der architektonische Verfall, eine schlechte Infrastruktur und die kaum vorhandenen öffentlichen Begegnungsräume negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden der Menschen haben und Aggressionen fördern. In großen Städten manifestieren sich soziale Ungerechtigkeiten anschaulich, die einen im wahrsten Sinne des Wortes zum Verzweifeln bringen können – vor allem dann, wenn man auf der Verliererseite des Lebens steht.

In großen Städten kann es schnell passieren, dass einem der Lebenssinn abhandenkommt und

man die Zuversicht für eine gute Zukunft verliert – sowohl in persönlicher Hinsicht als auch im Blick auf die Gesellschaft. Zwar muss es nicht unbedingt so weit kommen, dass man Suizid aufgrund der sozialen Desintegration durch „übertriebene Vereinzelung“ in der Großstadt begeht – was Emile Durkheim im Zuge der Metropolisierung der Stadt Paris vor über hundert Jahren dargelegt hat –,¹ aber dennoch bietet die große Stadt als Laboratorium der modernen Gesellschaft viel Potential, pathologisch auf die Individualisierung zu reagieren. Aus dieser Individualisierung, die eine moderne Großstadt überhaupt erst ermöglicht hat, hat sich in der Spätmoderne eine neue Subjektlogik entwickelt, nämlich die der Singularisierung, die nicht weniger krisenanfällig ist.²

Der Soziologe Andreas Reckwitz bemerkte, dass der typische Mittelschichtsbürger in einer belastenden Spannung lebt. Die spätmoderne Gesellschaft bewertet den Lebensstil eines Menschen nach dem Kriterium, ob die Person einzigartig und besonders ist. Folglich steht der spätmoderne Mensch unter dem Leistungsdruck, sein Potential voll auszuschöpfen und alle Bereiche seines Lebens zu etwas Singulären zu machen. Der Durchschnitt ist nicht mehr gut genug. Man muss sich durch außergewöhnliche Berufe, Urlaube, Partner, Möbel besonders hervortun. Das schafft einen großen Leistungs- und Selbstoptimierungsdruck, an dem nicht wenige scheitern. Diese Singularisierungslogik vermindert das Denken in Beziehung und Solidarität, da die wichtigste Frage nun lautet „Wie geht es mir?“ anstatt „Wie geht es uns?“. Die selbstbestimmte Freiheit

als Grundidee der Moderne, die eben gerade in großen Städten verwirklicht werden kann, weil das dörfliche Beziehungsmuster von Geschlossenheit und Sozialkontrolle durch die Heterogenität der Stadtgesellschaften aufgelöst ist, ist in der Spätmoderne überstrapaziert und in großen Städten greifbar.

Nichtsdestotrotz gilt die Aufforderung des alttestamentlichen Propheten Jeremia auch heute: „Sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl!“ (Jer 29,7) Jeremia fordert dazu auf, nicht nur für die Stadt zu beten, sondern sich auch um das «Shalom» der Stadt zu sorgen, sich also um ihr Wohlergehen praktisch zu kümmern. Denn wenn es der Stadt gut geht, trägt dies zum Wohl des Menschen bei. Jeremia sieht ein Wechselverhältnis zwischen dem Lebensraum Stadt und seinen Bewohner*innen. Aber was ist das Wohl der Stadt? Was dient ihrem Wohlergehen? Und welche Wirkungen entfaltet eine gute Stadt für ihre Menschen? Interessanterweise gibt es soziologische Stadttutopien, die diese Fragen erhellen können. Zur Utopie einer guten Stadt gelten als wichtige Kriterien die Verwirklichung von sozialer Gerechtigkeit, politische Partizipation, Nachhaltigkeit, eine Gleichberechtigung der Kulturen, die Vergegenwärtigung der Geschichte und das Offenhalten von Widersprüchen. Auch die Agenda 2030 for Sustainable Development der Vereinten Nationen formuliert das Ziel, dass Städte sozial inklusiver und nachhaltiger sein sollen, sodass die Stadt zukunftsfähig ist. Zukunftsfähig sind Städte, die ein friedliches und humanes Zusammenleben ermöglichen.

Soziale Inklusion geht aus christlicher Sicht Hand in Hand mit der neutestamentlichen Ethik

der Agape. Sie setzt die zuvorkommende Liebe Gottes zu den Menschen voraus, bezieht sich auf Mitmenschlichkeit gegenüber Marginalisierten und fordert soziale Verantwortung. Das christliche Ethos der Nächstenliebe gebietet den Christ*innen den Erstadressaten der Solidarität Gottes, nämlich den Notleidenden, in ihrer Not beizustehen. Jesus hat diese Ethik vorgelebt und der darin begründeten Umwertung der gesellschaftlichen Werte ein beispielloses Beispiel gegeben: Armut ist nun Reichtum; die Schande wird zur Ehre; die Letzten sind die Ersten; Leistung begründet nicht den Wert einer Person, zur Gemeinschaft gehören alle. In dieser Ethik der Agape liegt eine Macht begründet, die nicht nur eine sozial transformative Kraft entwickeln kann, sondern auch eine ganze Person und ihre Werte zu verändern vermag, wie es der Philosoph Alain Badiou mit Paulus aufzeigte.³

Christ*innen könnten aus der Kraft dieser Agape heraus das Wohl einer Stadt fördern, indem sie sich für eine sozial inklusive und nachhaltige Stadt einsetzen und mit mutigen Sozialraumprojekten vorangehen. So könnte die Stadt zu einem lebenswerteren Beziehungsraum gestaltet werden, der die Beziehung zur Natur, zu einem jeden Menschen und zu Gott respektvoll und achtsam pflegt. Der Einsatz für eine zukunftsfähige Stadt in beschriebenem Sinne hat das Potential ethisch sensiblen Stadtmenschen Zuversicht in krisenhaften Zeiten zu vermitteln. ❀

Martina Bär, Dr.theol., ist Univ.-Prof.ⁱⁿ für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz.

FUSSNOTEN

¹ Vgl. Durkheim, Emile, Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt a.M. 1992 [1893], 238; Durkheim, Emile, Der Selbstmord, Frankfurt a. M. 1987 [1897].

² Vgl. Andreas Reckwitz, Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.

³ Vgl. Alain Badiou, Paulus. Die Begründung des Universalismus, München 2002.